

V. Moral in Beispielen als Warnungstafel in Gefahren des Lebens, der Gesundheit und des häuslichen Glückes.

D a s F e s t.

Eine Pariser Scene vom Mai 1770.

(Aus dem Französischen.)

„Komm, meine Theure, laß uns gehen!“

„Ich bitte dich, verschone mich nur heute, ich kann nicht ausgehen.“

„Gerade deshalb, meine Geliebte, du mußt deine Melancholie überwinden.“

„Ich fühle mich zu schwach, ich kann nicht.“

Der junge Baron Montagu, verlegt durch die hartnäckige Weigerung seiner schönen, jungen leidenden Frau, spielte zum ersten Male den Ehemann, und wurde verdrießlich. Seine Frau bemerkte es; Thränen rollten stille aus den großen blauen Augen über die lilienblauen Wangen herab. Was nicht Worte, nicht Gründe vermochten, das bewirkten die Thränen eines schönen jungen Weibes. Der Baron fiel der Weinenden um den Hals: „Verzeihe mir, meine Einzige, ich bleibe bei dir zu Hause.“

Das weibliche Herz hat Zartheiten, die der Mann nicht begreift, nicht voraussetzt. Gerade diese Zärtlichkeit rührte sie, mehr als alle Vorstellungen ihres Mannes. „Ich fühle mich besser, mein Süßer,“ sprach sie, „ich will mit dir zum Feste gehen.“

Sie erhob sich, blaß und schwankend, wie die Lilie im Mittagsstrahle. Sie tritt vor den Spiegel, entrollt die dichten, langen, goldenen Locken, und läßt sie um das blaße Antlitz niederwogen, steckt eine halbgeöffnete Rose vor den jugendlichen Busen, ein einfaches Bilakleid umschließt den zarten Bau der Glieder, um den Alabasterhals schwebt ein blauer Shawl, und ein Schleier weht von dem Hute leicht hernieder.

Noch einmal steigt sie an die Wiege des schlafenden Kindes, küßte es, herzte es, und: „Nun laß uns eilen, mein Lieber!“

Arm in Arm gehen sie den Boulevard entlang scherzend und lachend, heiter und im traulichen Gespräche wogten sie unter der Menschenmenge des schönen Festes.

Es war ein herrliches Fest, welches am 30. Mai 1770 die Stadt Paris belebte. Die Hochzeit des künftigen Königs! Eine Brautkrone auf dem Diadem! Der Myrthenkranz um den Scepter! Ein Hochzeitsbett unter einem Thronhimmel.

Die junge Königin, schön wie die Blume des Frühlings, lieblich wie die reizende Kindlichkeit, zeigte sich auf dem Platze Ludwig des Fünfzehnten. Tausend und tausende von Menschen, Frauen, Greise und Kinder wogten auf dem Platze Ludwigs des Fünfzehnten frohlockend durch einander. Tausend und tausende von Menschen, Frauen, Greise und Kinder bedeckten eine Stunde später

heulend, weheklagend und jammerrufend den Platz Ludwig des Fünfzehnten *).

Soll ich das gräßliche Bild dieser gräßlichen Stunde entwerfen? Soll ich erzählen, wie der Schauplatz des höchsten Jubels in einem Augenblicke zum Schauplatze des Todes und des Entsetzens wurde?

Zwölfhundert Opfer bedeckten, todt, verstümmelt, zerstückt, verendet in dieser Stunde den Platz Ludwigs des Fünfzehnten.

Es war ein Augenblick des gräßlichsten Schauders, als auf einmal alle Wagen an beiden Enden vom Pont-Royal stille standen, die Brücke war plötzlich eingestürzt, die Seine schwamm voll Leichen, das Wehgeschrei der Ertrinkenden, der Zerquetschten, der Angstschrei der Erdrückten, das Jammern der am Ufer Stehenden; Alles winselte und ächzte durch einander, Leichen und Gliedmassen und zerstückte Körper lagen an den Quais und in den Straßen; Sterbende schleppten sich nach den Champs-Élysées; Kinder lagen sterbend, erdrückt an der Brust der Mütter, Väter ersticken in den Armen ihrer Kinder, und Paris bot in dieser Katastrophe einen Anblick des höchsten Entsetzens dar.

Die Wagen konnten nicht vor und nicht zurück, Reiter, Fußgänger, alles drückte in einander, alles strömte nach dem Pont-Royal zum Feste, und wurde da wie durch einen bösen Zauber in den Knäuel hineingewickelt, dem man nur verstümmelt oder todt entkam.

Dahin führte der Baron Montagu seine schöne, junge, leidende Frau! Bevor er es versah, war er in der Mitte der dichtesten Menschenmenge, aus der kein Ausweg zurückführte.

Wie eine einzige große Welle vom wüthenden Sturme gepeitscht, wurde die ganze Menschenmenge hin- und hergeschleudert, wie eine große stürmische Welle zerschellte sie an den Häusermassen, wie die rasende, schäumende Welle, so brüllte und heulte diese Volkswelle im fürchterlichen Momente. Im Mittelpunkte dieser Schreckensscene stand Montagu mit seiner Frau, rings um Tod und Gräuel. Er preßte sie an sein Herz, schloß einen Arm um den zarten, schwachen Leib, der andere Arm war ihm schon von der drückenden Menge gelähmt. Nur mit zührenden Worten des Trostes, der Hoffnung, suchte er sein geliebtes Weib aufzurichten; sie war nicht im Stande zu ant-

*) Jüngern oder minder Geschichtskundigen Lesern diene zur Erklärung, daß am 30. Mai 1770 die Vermählung des damaligen Dauphins, nachherigen Königs Ludwigs des Sechzehnten, mit der unglücklichen Prinzessin Marie Antoniette von Österreich, Tochter unserer großen Maria Theresia, gefeiert wurde. Eines der Schaugerüste und eine Brücke brachen ein, und viele Menschen verloren durch diesen Unfall ihr Leben.

Anmerkung der Redaktion.

worten. Ihr Haupt sank bloß auf seine Schulter nieder, ihre Arme sanken, sie stand nicht mehr, sondern wurde von dem Gedränge schwebend getragen. Nur ein leises Stöhnen entfuhr zuweilen der geängstigten Brust. Verzweiflung bemächtigte sich des Barons, er bat seine Umgehung um Mitleiden für sein sterbendes Weib; allein in einem Augenblicke, wo alle Entsetzen losgefesselt sind, da verschwindet alles Mitleiden, und nur der Egoismus herrscht grausam, despotisch, ungeheuer! Nichts lebt dann im Menschen als der Gedanke: Ich! — Ich! schreit es in ihm, und er erwürgt das kleine Kind, um sich zu retten! Ich! schreit es wieder, und er tritt mit Gleichgültigkeit über das Silberhaupt eines Greises hinüber! Ich! schreit es unaufhörlich in ihm, und er schleudert zu seiner Erleichterung die sterbende Mutter von sich! Ich! ruft die Verzweiflung aus ihm, und tritt auf das Herz der Geliebten, um sich Luft zu machen.

In einem solchen Augenblicke hatte Montagu von den Menschen nichts zu hoffen. Verzweiflung gibt ihm Höllekräft, Verzweiflung gibt ihm Höllemuth, Höllewuth! Schon sieht er von Ferne, wie eine neue Menschenmenge heranzukommt, schon hört er ihr Toben und Brausen, durch die zerrissene Lust schallt neuer Jammer her; da faßt ihn daß Entsetzen der Hölle, übermenschliche Kraft erfüllt ihn, ein Strahl durchjußt seine Seele. „Geliebte,“ schrie er, „Muth, nur einen Augenblick Muth, und wir sind gerettet! Schwinge dich auf meine Schulter, umklammere meinen Hals, und ich rette dich!“

Er kniet vor sie hin, bückt sich zur Erde. „Nur noch die letzte Anstrengung, Geliebte,“ ruft er noch vom Boden empor.

Da umfaßte sie seinen Hals, er fühlte die theure Last auf seinem Rücken. Er erhob sich mit ungemeiner Kraft, mit gebücktem Haupte, vorwärts dringend, wie ein mit seinem Raube entfliehender Löwe theilt er die dicht geschlossenen Massen. Alle Hindernisse weichen seiner wüthenden Kraft, er hat tausend Hände, Kräfte von tausend Menschen; schweigend, keuchend, schäumend bringt er durch, schon ist das Ende der Leiden nah, noch einen kleinen Raum, und er hat sie gerettet. Dieser Gedanke gibt ihm neue Stärke, der Himmel schien neue Kraft in seine Arme zu gießen, auch dieser Raum ist durchschnitten. Die Liebe, der Muth, sie haben gesiegt! Rückwärts ist der Tod, das Entsetzen, vor ihm ist Leben, Liebe und Glück! Noch einen Schritt! So! Wie glücklich ist er, der Mann, der Gatte, der Vater! „So, du bist gerettet, Theure!“ Freude zitternd, taumelnd bückte er sich nieder, die theure Last abzusehen, er fühlt, wie ihre Arme seinen Hals loslassen, er wendet sich nach ihr um —

Entsetzlich! Sie ist es nicht! — Eine alte, ekelhafte Kreatur stand vor ihm. Sein Blut zerrann in seinen Adern, tauflos stand er da, die Alte entfernte sich und kreischte ihm von Ferne zu:

„Während sie sich auf deine Schulter hinauffehen wollte, habe ich sie erdrosselt, und ihren Platz eingenommen.“

Der Kalender vom Jahre 1735.

In einem Marktstücken des südlichen Deutschlands war der alte Zimmermeister Gottfried Vohner mit Hinterlassung eines kleinen Hauses und weniger Baarschaft gestorben. Von zwei Söhnen, die er hatte, war der ältere, Friedrich, in der Stadt in einem Amte angestellt, und der jüngere, Ludwig, als Zimmergeselle in die Fremde gezogen.

Die Studien des Friedrich, und die Unterstüßungen, die er in den ersten Jahren der unentgeltlichen Verwendung bedurfte, hatten den Vater viel gekostet, während Ludwig sich als rüstiger Handwerker sein Brot selbst verdienen konnte. Er war bei des Vaters Hinscheiden nicht zugegen. Man wußte sogar nicht einmal, wo er sich befand, um ihm die Nachricht von dem Tode des Vaters zu senden.

Als er nach mehr als einem Jahre in die Heimath zurückkehrte, fand er das väterliche Haus und die Gerechtfame verkauft, den Erlös seinem Bruder übergeben, der ihm eine ziemlich unbrüderliche Rechnung für Krankheitskosten, Begräbnislauslagen und Gerichtspesen vorlegte, wodurch dem armen Ludwig kaum einige Gulden vom väterlichen Erbe geblieben. Da er seines Vaters Grab besuchte, und dasselbe nicht einmal mit einem Kreuze bezeichnet fand, so ließ er ihm von den wenigen Gulden seines Erbes ein Kreuz setzen, und an dem Tage, als es aufgesetzt ward, eine heilige Messe für seine Seele lesen.

Mit seinem Bruder Friedrich, dessen Lieblosigkeit ihn weniger als seine Unkindlichkeit gegen den Vater schmerzte, sprach er wenig. Er gab ihm Kunde davon, daß er das kleine Erbe zu einem frommen Denkmale für des Vaters Asche verwendet habe.

„Ich lobe dich dafür,“ sprach Friedrich, „aber ich konnte das nicht thun. Ich muß mit meiner Familie in der Stadt meinem Amte gemäß anständig leben, und das kostet mehr, als eine gemeine Handwerks Haushaltung auf dem Lande. Die Krankenpflege des Vaters hat viel gekostet.“

Ludwig. Warum schreibst du mir nicht, wie der Vater erkrankte, warum schreibst du mir nicht, als er seinem Ende sich nahte? Warum hast du mich um den Trost gebracht, ihn bis zu seinem Scheiden pflegen, und um seinen Segen bitten zu können?

Friedrich. Ich habe keinen Brief erhalten.

Ludwig. Du hast vergessen, Bruder, den Briefträger in dein Verstandniß zu ziehen; er wird dir sagen, daß er dir vor acht Wochen den letzten Brief von mir gebracht hat.

Friedrich. Du wirst doch nicht? —

Ludwig. Dir Vorwürfe machen? Nein, aber bitten will ich dich, daß du mir vom Verlasse des Vaters

wenigstens doch ein kleines werthloses Andenken gibst, das ich bei mir behalten kann, wären es nur seine Brillen, seine hörnerne Tabakdose, ein Gebethbuch, oder sonst so etwas.

Friedrich. Da mußt du dich an des Vaters alten Hausknecht im Siechenhause wenden, dem ich auf seine Bitte alle die frommen Kleinigkeiten vom Bethschemel des Vaters überließ.

Ludwig. Der alte Kaspar, nach seines geliebten Herrn Tode, im Siechenspital? — Ach, das war der Wille unsers guten Vaters nicht. Der alte Kaspar hat uns auf den Händen getragen, uns in die Schule geführt, den Vater am Krankenbette gepflegt, und die Söhne geben ihn dafür in das Siechenspital? — Ach, ich bin unschuldig an diesem Undank!

Friedrich. Nimm doch Bescheid an, das thun jetzt manche angesehenere wohlhabende Familien mit ihren alten Diensthöthen.

Ludwig. Dafür gibt es auch jetzt so liebe Diensthöthen, daß sie ihren Herrschaften eben so gern in das Siechenspital helfen möchten. Lebe wohl!

Ludwig ging in das Siechenspital, und fand da den alten Kaspar, der sich höchlich ob seines Besuches erfreute, und ihm vom Verlasse des Vaters recht gern ein altes Gebethbuch, das Paradiesgärtlein, und einen alten Kalender vom Jahre 1735 abließ.

„Will es Gott,“ sprach Ludwig weinend, „so bist du nicht lange hier im Siechenspitale. Ich will dir einen bessern Ort für deine alten Tage bereiten.“ — „Laßt mich da,“ sprach Kaspar, „mir ist es heilsam, hier unter meinen Mitbrüdern zu leben, welche durch ihre Gebrechlichkeit an das Ende der zeitlichen Dinge gemahnt, ihre letzten Tage in Frieden und Gebeth hinbringen. Es geht uns nicht so schlimm. Wir haben keinen Mangel am Nöthigsten, und manchmal genießen wir auch durch wohlthätige Spenden eine Erquickung.“

Ludwig beschenkte ihn, und empfahl sich seinem Gebethe, damit ihn Gott auf der Fortsetzung seiner Wanderschaft beschütze. Nach einem kurzen Abschied von seinem Bruder, der über seine schnelle Abreise eben nicht sehr betrübt schien, zog er abermal fort in die weite Welt.

Als er in einer Dorfschenke ein langes Mal einnahm, zog er den alten Kalender hervor, den er von seines Vaters Hand fast auf allen Seiten der Schreibblätter beschrieben fand.

Er las verschiedene Ereignisse häuslicher Erinnerungen, Denksprüche und Warnungen, wie sie der Vater aus seinen Erfahrungen gesammelt und aufgezeichnet hatte, z. B.

- „Es soll dein Gruß, kehrt du wo ein,
- „Gelobt sei Jesus Christus seyn;
- „Vor diesem christlich treuen Gruß
- „Entflieht der Böse mit Bedruff.“

Mit freudigem Erstaunen las Ludwig auf einem andern Blatte: „Heute den 15. August 1735 ist mir der dritte

Sohn Ludwig geboren worden, gerade ein Jahr und fünf Wochen nach dem Tode, als uns der liebe Gott den Karl in den Blättern zu sich genommen. Ich will ihn im Voraus dem lieben Gott schenken, und für ihn aufziehen, dann thut es nicht so weh, wenn ihn Gott als sein Eigenthum abrufet.“

Ludwig weinte, als er die Stelle las, und gelobte es bei sich, den frommen Sinn, in dem ihn sein Vater erzogen, nie zu verlassen. Er las weiter: „Heute den 3. September ist bei dem Hause des Schauspielhauses ein Unglück geschehen. Ich hatte Abends zuvor einen frechen, gottlosen Zimmergesellen abgedankt, der sich öfters betrunken, und auf dem Dachgerüste abscheuliche Lieder gesungen hatte. Nachdem er gestern Nachts im Wirthshause geschwelgt, stieg er heute auf das Gerüst, nicht um zu arbeiten, sondern um meine braven Zimmergesellen abzureden, daß sie mit ihm wandern sollten. Als ihm einer widersprach, schalt er ihn aus, und stieg ihm nach, um ihm mit einer Latte einen Schlag zu versetzen. Er fiel, und stürzte auf das Pflaster, wo er abscheulich zerschmetterte den augenblicklichen Tod gefunden.“

- „Der Zimmermann, ein hartes Brot,
- „Er schwebt oft in Gefahr und Noth.
- „Der Zimmermann auf dem Gerüst
- „Erheb' sein Herz zu Jesu Christ,
- „Und ruf' den heil'gen Joseph an,
- „Der auch einst war ein Zimmermann,
- „Und schließ Maria auch mit ein,
- „Daß sie ihm Schutz und Fürsitt seyn.“

Ludwig wußte in seinem frommen kindlichen Gemüth den Schatz zu würdigen, den er in dem alten Kalender seines Vaters gefunden, und wenn er in den verschiedenen Beschwerden seiner Wanderschaft des Trostes und des Rathes bedurfte, blätterte er in dem Kalender und fand darin, wie vom Himmel gesendet, manche heilsame Lehren und Werke.

In einer ansehnlichen Stadt angelangt, fand er bei einem Zimmermeister Arbeit, der wohl in gutem Rufe, besonderer Thätigkeit und Geschicklichkeit, aber nicht im besten seiner Rechtllichkeit und Gewissenhaftigkeit stand. Ludwig trat bei ihm in die Arbeit, und wurde bei den ausgebreiteten Banken bald als Polier verwendet. Der Meister hatte Lieferungen von Bauholz auf fürstliche Rechnung übernommen, und da Ludwig den Ankauf und Transport des größten Theiles davon besorgen mußte, so legte ihm der Meister Rechnungen zur Unterschrift vor, die mit den seinigen im grellen Widerspruche standen. Zum Glück hatte Ludwig am nämlichen Tage in des Vaters Kalender folgende Stelle gelesen:

- „In Armuth und in Schweiß die Art hantieren,
- „Ist besser als zum Trug die Feder führen.“

Er verweigerte dem Meister die Mitunterschrift, und erhielt sogleich den Abschied mit dem Bedeuten, als ein frecher Geselle, der das böse Beispiel einer ledigen Weigerung des Gehorsams gebe, die Stadt augenblicklich zu verlassen.

Ludwig nahm die Abdankung gelassen auf, und schied getrübt durch eine Stelle aus dem Kalender seines Vaters: „In Schmiedeberg wurde ich, weil ich keine alten morschen Balken in einen neuen Boden einziehen wollte, plötzlich von meinem Meister aus der Arbeit entlassen. Ich ging weinend davon, hatte aber bald Ursache, mich meiner erlittenen Schmach zu freuen, denn einige Wochen darnach wurde der Meister sammt den Gesellen als des gelegten Brandes an dem Gemeinde-Magazin verdächtig nach der Festung abgeführt, wo sie ein langes Examen zu bestehen hatten.

Beruhigten Sinnes nahm er sich nun vor, nach Köln zu wandern, wo er so viele prächtige Gebäude und Kirchen sehen, und an kühnen Dachstühlen und Thürmen die Meisterwerke der alten Zimmermannskunst bewundern konnte. Sein Vater hatte auch da gearbeitet, und sich viele Kenntnisse erworben. Seine Mutter war hier geboren, aber von ihren Verwandten Niemand mehr am Leben. Hier erinnerte er sich eines Sprüchleins, das sein Vater oft im Munde geführt, und mit einem freundlichen Blick auf die selige Mutter als wahr beurlundet hatte:

„Zu Köln am Rhein,
Wo Mägdlein sein,
So sittig und rein,
Ist wohl zu frein.“

Er trat in die alte prächtige Stadt, und begab sich zum Herbergsvater, wo ihm die Tochter vom Hause unter der Haussur entgegen kam, und ihn nach damaliger Handwerkssitte: „Woher des Weges, Freund? Willkommen Bruder aus der Fremde!“ begrüßte.

Freundlich und ehrbar grüßte der junge rüstige Geselle das erdöthende Mädchen, und ließ sich von ihr zu ihrem Vater, dem achtbaren Wirthe zum goldenen Thurme führen, der ihn einen Tag beherbergte, und sodann einem angesehenen Zimmermeister zur Arbeit empfahl.

Hier arbeitete Ludwig zwei Jahre, und hatte sich beinahe hundert Gulden erspart. Wenn er aber das schöne Geld ansah, und zugleich an Agnes, die Tochter des Herbergsvaters, dachte, da seufzte er, und meinte bei sich selbst: das will nicht auslangen, um vor den Wirth zum goldenen Thurme hinzutreten, und zu bitten: Herr! gib mir dein Töchterlein zum Weibe.

Wohl hatte auch Ludwig, der hübsche und zugleich sittsame brave Zimmermannsgeselle, Eindruck auf das Herz des züchtigen Mädchens gemacht, aber das gute Kind ließ ihren Empfindungen keine Flügel der Wünsche wachsen, um der Möglichkeit vorauszuweilen, sondern hielt das Herz in den Grenzen eines schwesterlichen Wohlwollens gefangen zurück.

Ludwig schlug den Kalender des Vaters auf und las. Aber gerade, was er las, machte ihn nur unruhiger, und sein Herz begehrtlicher, z. B. „Heute den 16. Oktober erneuere ich den Jahrestag meiner Verbindung mit meiner guten Anna, in der mir der Himmel ein liebendes Weib und eine freundliche Gefährtin mei-

nes Lebens beschieden. Wir zählen unser Glück nicht nach eingebrachten Thalern, sondern nach Freuden, und haben unser Heirathsgut im Schachkasten der göttlichen Vorfrist angelegt und gesichert, wobei wir die Zinsen in vielen Gnaden reichlich genießen, und einst das Kapital in der Glückseligkeit des Himmels zu empfangen hoffen.“

Ah könnte ich das mit meiner Agnes sagen, seufzte Ludwig; für Alles finde ich Winke, nur nicht für das Glück, die liebliche Agnes als mein Weib heimzuführen.

Doch sollte er auch diesen Wink darin finden, und zwar auf eine ganz sonderbare Weise.

Es kam aus Ludwigs Geburtsort ein ausgelernter Zimmermannsjunge auf seiner ersten Wanderung nach Köln, und traf da mit Ludwig zusammen. Ludwig fragte nach allerlei Gegenständen und Angelegenheiten seiner Heimath, und erfuhr, nebst andern Ereignissen, daß das Siechenspital, wo er den alten Hausknecht seines Vaters zurügelassen hatte, bis auf den Grund abgebrannt, und nur die Kirche geblieben sei. Niemand der Siechen und Bewohner des Spitals war verunglückt, aber alle Betten, Geräthschaften, Papiere und Urkunden verbrannt. Die Bürgerschaft sprach nun einen großen Wald an, den ihr der Stifter nachträglich für das Spital, und mit dem Bedeuten legirt hatte, jährlich ein bestimmtes Quantum an Holz zu beziehen. Falls aber das Spital ein Unglück träfe, den Wald selbst einfordern, und für den Bedarf der Herstellung verkaufen zu können. Der auswärtige Eigenthümer der Herrschaft, wohin der Wald gehörte, gab nur das Recht des jährlichen Holzbezuges, aber nicht das Eigenthum und die Freiheit des Verkaufes zu. Da im Spitale alle Urkunden verbrannt waren, so sah sich die Bürgerschaft außer Stande, ihr Recht geltend zu machen.

Da fuhr es wie ein Bliß durch Ludwigs Seele, etwas im Kalender seines Vaters darüber gelesen zu haben. Er ging sogleich nach Hause, suchte, fand und las:

„Am dritten Sonntage im Oktober habe ich, nachdem ich den Thurm am Siechenspitale hergestellt, das Kreuz daselbst aufgesetzt. In dem neu vergoldeten Knopfe wurden die vormals darin befindlich gewesenen heiligen Reliquien, eine geschriebene Chronik des Ortes, eine Abschrift vom Stiftbriefe, und von der Schenkungs-Urkunde des großen Mooswaldes, sammt dem Namensverzeichnis aller bei der Thurmaufrichtung gegenwärtig gewesenen Autoritäten und Personen hineingelegt.“

Ludwig war voll Freuden über diese Andeutung vom Dasein eines schriftlichen Beweises für die Rechte der Bürger seiner Heimath, und nach erbetenem Urlaub von seinem Meister, und einem kurzen, von stiller Hoffnung verfüßten Abschiede von Agnes, machte er sich auf den Weg nach seiner Heimath, wo er den Bürgern die Hoffnung brachte, etwas zum Behelfe ihrer Sache zu finden. Unter dem Vorwande, einer vermuthlichen Beschädigung im Thurme nachzusehen, setzte er sich ein Gerüst über

dessen Laterne auf, hob das Kreuz herab, und öffnete den Knopf und die darin befindliche Kapsel, wo sich die Urkunde über den Mooswald glücklich vorfand.

Die Urkunde wurde wie im Triumphe auf das Gemeindegewölbe gebracht, und der Findex von allen Bürgern herzlich und dankbar umarmt.

Nun bedurfte es keines langwierigen Prozesses mehr. Der Wald wurde förmlich in Besitz genommen, und wegen der in dessen Nachbarschaft befindlichen Eisenwerke so gut verkauft, daß die Bürgerschaft an eine erweiterte Herstellung des Siechenhospitals denken konnte.

Ludwig bekam die ganze Zimmermannsarbeit an dem Hause, und wurde nach Vollendung derselben von der Bürgerschaft als ihr Zimmermeister aufgenommen.

Nun war er, was er seyn wollte, und nun sollte er auch haben, was er zu haben wünschte. Mit dem Meisterbriefe in der Tasche, und einigen hundert Gulden im Sack, trat er den Rückweg nach Köln an, und vor den Herbergsvater und Wirth zum goldenen Thurne hin, und sprach: „Gebt mir eure Tochter Agnes zum Weibe!“ Und der Vater, der dem braven Jungen nicht abgeneigt war, und seiner lieben Tochter in ihrer ehrbaren Neigung nicht weh thun konnte, sagte mit feuchten Augen: „In Gottes Namen, ja!“ und führte ihm das Mädchen in die Arme. Er zog nun als Zimmermeister in seine Heimath zurück.

So ging des Vaters Segen selbst durch einen alten Kalender am Sohne in Erfüllung.

Die Nachtwandlerin zu Dresden.

Am Abend des 19. Decembers 1833 war Dresden der Schauplatz eines grausigen Ereignisses. Gegen 7 Uhr Abends ward es auf den Straßen bekannt, eine Mondsüchtige wandle auf dem Dache eines fünf Stock hohen Hauses. Obgleich der Mond durch den dicht durchwölkten Himmel nur schwach zu leuchten vermochte, bemerkte man doch dicht unter der First des Hauses des Bäckermeisters Jänisch, welches von der einen Seite nach dem Platze, vor dem Wilsdruffer Thore und dem neuen Postgebäude, von der andern nach der Annengasse gerichtet ist, eine weibliche Gestalt, welche mit einer weiblichen Arbeit, mit Vorbereitungen zu den zu Weihnachten gehörigen Festgeschenken sich zu beschäftigen schien. Das Dach selbst ist außerordentlich steil, da in dem Dache noch der fünfte Stock (außer dem Parterre) eingebaut ist, und das Haus ragt mehr als zehn Ellen über die anstossenden Häuser hinaus, so daß die Nachtwandlerin durchaus nur auf das Dach dieses Hauses beschränkt war. Tausende von Menschen sammelten sich nach und nach, unter welchen eine Todesstille herrschte, da Jeder durch das geringste Geräusch die Mondsüchtige zu erwecken, und ihren Sturz herbeizuführen fürchtete. Bisweilen erhob sich das Mädchen, wandelte auf dem First hin und her, und ging von der einen Seite des Daches auf die andere, einmal setzte sie sich auf den Rand des Firstes,

und ordnete ihre Haare. Bald erfuhr man, daß die Nachtwandlerin die Tochter des Bäckers Jänisch, ein sehr hübsches Mädchen von neunzehn Jahren sei, welche von ihrer Mutter ein nicht unbedeutendes Vermögen ererbt hat. Ein Polizeidirektor und mehrere Polizeiwachmeister kamen bald hinzu; allein sie verloren den Kopf, und unterließen, weil sie jede Minute den tödlichen Fall vermuteten, jedes Mittel zur Rettung. So verfloßen vier peinliche Stunden unbenützt. Mehrmalen trat das Mädchen auf den äußersten Rand der Ziegel, und lehnte sich weit hinüber auf die Straße heraus, so daß die Brust Allen vor Entsetzen erstarrte, dann wandelte sie wieder das Dach hinauf, setzte sich auf den First, und sprach und sang im Traume. Vergebens erklärte der Postmeister sich bereit, seine großen Vorräthe an Heu und Stroh, welche in den nur achtzig Schritt weit entfernten Poststallgebäuden lagen, herzugeben, womit beide Seiten des nur fünf Fenster breiten Hauses in wenigen Minuten bei so vielen Hunderten zur Hülfe bereiten Armen bis über die erste Etage hätten angefüllt werden können, so daß der wahrscheinliche Sturz der Unglücklichen doch wenigstens nicht lebensgefährlich hätte seyn müssen, besonders wenn man die im Hause befindlichen Betten auf das Heu geworfen hätte. Allein der herzlose Vater, welcher nebst der Stiefmutter die Tochter sehr streng behandelte, weigerte sich, die Kosten scheuend, darauf einzugehen, und unbegreiflicher Weise ließ sich hierdurch die Behörde abhalten, diesen Weg der Rettung anzuordnen. Man schlug vor, die Rettungsnetze, welche bei den Eisgängen der Elbe zwischen die Pfeiler gehängt werden, holen zu lassen, und an Balken aufzuhängen, der Polizeidirektor ging darauf nicht ein, weil dieß zu viel Zeit (ungefähr eine Stunde) koste. Eine Zeit lang wurden unter dem Dache große Tücher aufgehängt, allein auch dieß unterließ man dann unbegreiflicher Weise wieder, während es die Pflicht der Polizei gewesen wäre, dazu Leute anzustellen. Einige Schornsteinfeger stiegen in der Esse in die Höhe, und befanden sich ganz in der Nähe der Nachtwandlerin, welche sie singen und sprechen hörten, ohne jedoch ihr helfen zu können. Mehrere erboten sich, an Seile befestigt, aus dem fünften Dachstocke herauszusteigen, um die Unglückliche zu ergreifen, aber sie wurden davon zurückgehalten, weil man fürchtete, die Nachtwandlerin werde, wenn sie sie bemerkte, sofort erwachen und herunterstürzen. So wurden durch die Anwesenheit der Behörde Versuche von Privaten eher gehemmt, während der Vater versicherte, das Mädchen werde endlich zu dem Fenster des fünften Stockwerkes, wo sie herausgestiegen, selbst wieder hineinsteigen, ein Glaube, welcher die Thätigkeit der Anwesenden, die Rettung zu versuchen, hinderte. Kurz nach eilf Uhr ging die Mondsüchtige mit sicherem Tritte vom First herab bis an die äußersten Enden der Ziegel, setzte sich auf die Kante, und schaute Minuten lang mit vorgebeugten Körper ruhig in die Tiefe

hinab. Ängstlich gespannt erwarteten alle die schreckliche Katastrophe. Plötzlich erhebt sie sich, und geht ruhig auf die Fenster des Daches zu, da erblickte sie Licht in dem Fenster; ein geistender Schrei durchdringt die Luft, und wird unwillkürlich von Tausenden wiederholt, ihm folgt augenblicklich ein dumpfer Fall, und das Schluchzen und Weinen der Umstehenden. Die Unglückliche hatte den Tod auf dem Straßenpflaster gefunden. Dieses schmerzliche Ereigniß erschütterte ganz Dresden aufs tiefste. Ob das Licht am Bodenfenster durch die Unvorsichtigkeit eines Polizeiwachtweiskers oder des Vaters sichtbar wurde, blieb unermittelt, doch wurde gegen Letztern wegen großer Fahrlässigkeit, da ihm der Zustand seiner Tochter bekannt war, sogleich die Untersuchung eingeleitet, so wie auch gegen die Polizeibeamten, die unverantwortlicher Weise keinen Versuch zur Rettung in so langer Zeit angeordnet hatten. Der Bäcker Jänisch war schon früher in Verdacht, die wohlhabende Mutter des Mädchens vergiftet zu haben, und man hielt ihn für heizlos genug, daß er den Fall, seine Tochter zu beerben, für kein großes Unglück angesehen haben mochte. Die Unglückliche war schon gegen fünf Uhr auf dem Sopha eingeschlafen, kurz nachher im Traume auf den Boden gegangen, wobei ihr der Bäckerbursche auf der Treppe begegnete; sie war daher wahrscheinlich schon um 5½ Uhr durch das Bodenfenster, wo sie die Schuhe hatte stehen lassen, auf das Dach gestiegen.

Das Brautgeschenk.

Anna Wilkins war, was körperliche Schönheit betrifft, die Zierde ihres Geschlechtes. Mit vierzehn Jahren hatte sie schon alle weiblichen Gefällkünste inne, und wußte sich vortheilhafter zu schmücken, als alle ihre Gefährtinnen. Unglücklicherweise mangelte es ihr an Mitteln ihrer Toilette die gewünschte Vollkommenheit zu verschaffen. Von armen Eltern geboren, mußte sie durch Arbeit ihren Lebensunterhalt gewinnen, und so schwache und zärtliche Hände konnten freilich den Wünschen der Gefällsucht und eines erlesenen Modegeschmacks nicht genügen. Sie verheirathete sich sehr jung. Ihr Mann war ebenfalls erst achtzehn Jahre alt. Thätig, arbeitsam, voll guter Eigenschaften schien James Blunt das Glück seiner Lebensgefährtin zu gründen; aber im Nothe des Schicksals war es anders beschlossen. Mit sechzehn Jahren war Anna Mutter und James eine Leiche. Eine langwierige Krankheit, die ihn am Arbeiten hinderte, hatte sein Hauswesen auf's Äußerste herabgebracht. Seine und seines Weibes Entbehrungen brachten ihn in die Grube. Eines Abends, als der Arme auf seinem Schmerzlager ächzte, stürzte Anna, außer sich vor Angst, mit ihrem Kinde auf dem Arme auf die Straße. Ihre Absicht war, zu der Ortsbehörde zu gehen und sie um Unterstützung zu bitten. Die Nacht war kalt und neblig. Das Volk ging fröhlich und warm gekleidet auf den Straßen, Anna klapperte

vor Frost. Die Gewölber waren glänzend beleuchtet; die Laden strokten vor Lebensmitteln; Anna hungerte, ihr Kind schrie gleichfalls aus Hunger. Leser, der selbst nie die Qualen des Mangels fühlte, urtheile bedächtig über Anna's jetzige That. Ein Höllengedanke durchzuckte die Brust der Unglücklichen. „Ein Stück Brod, das man mir vielleicht geben wird — so lautete ihr Selbstgespräch — wird meines Kindes Leben nicht sichern, und nehm ich's, ohne daß man mir es gibt, so hat dieses Kind keine Mutter mehr. James liegt im Sterben — arm, mit einem Säugling beladen; was soll aus mir werden? Dennoch bin ich jung und hübsch. O Gott! der allen seinen Geschöpfen beisteht, erleuchte auch meinen Geist in dieser Noth!“ — Zwar war es nicht Gott, der ihr den Gedanken eingab, aber das Geschrei ihres Kindes war herzzerreißend, die Nacht immer kälter, die Straße worin sie sich befand, war voll Menschen, auf diese rechnete sie mehr als auf sich selbst. Sie legte ihr Kind an den Stufen eines Gasthofes nieder und entfloh in rascher Eile. In dieser Nacht hatte Anna ihren Sohn und ihren Mann verloren.

Wir übergehen die fünfzehn Jahre, welche auf diese Begebenheit folgten. Die Haushälterin eines alten Junggefellens, des Sir Peter Rankles, hatte von Anna Wilkins sprechen hören, und entzog sie ihrer Einsamkeit, um eine Gehilfin ihrer Geschäfte zu finden. Der alte Herr hatte sie kaum gesehen, als er sich lebhaft für sie interessirte und ihr eine ihrer Schönheit entsprechende Erziehung geben ließ. Anna benützte sie so klug, daß sie immer mehr auf die Sinne ihres Beschählers wirkend, endlich seine Frau wurde. Der Tod machte sie bald zum zweitenmale zur Witwe, aber nun war sie reich, und konnte sich dem Hange nach Luxus hingeben. Eines Tages sah man sie, glänzend vor Schönheit in einer geschmackvollen Equipage, nach Brunswik-Square fahren. Sie wollte einem Gastmahle beiwohnen, welches eine ihrer Freundinnen gab, die Witwe des Obersten Canderfon, eine reiche, geistige, spielsüchtige Frau, deren Reize noch immer viele Bewunderer anzogen, obgleich diese seit vierzig Jahren daran gewohnt seyn konnten! Ihren Charakter enthüllte diese Dame durch eine Redensart, deren erster Theil auf ihren Lippen schwebte, während sie den zweiten im Herzen bewahrte: „Ich vergesse nie meine Freunde, und vergebe nie meinen Feinden.“

In einem reich geschmückten Salon von Brunswik-Square saß Lady Canderfon an einem Whisttische der Lady Rankles gegenüber; beide Damen waren gleich schön, aber die Eine durch einen Zug der Schwermuth interessant, der oft der Schönheit zur Folie dient. In der That schien die üppig geformte Lady Rankles, bisweilen die Natur der schwächtigen Anna Wilkins anzunehmen, und so oft ein Name, jener ihres Kindes, in ihrem Gedächtnisse austauchte, trat eine Thräne in das düstere schöne Auge. Lady Canderfon, eine eigennützige Spielerin, spielte zugleich geschickt und aufmerksam; an jenem

Tage aber war ihr das Glück abhold, und ihre gute Laune verlor sich zugleich mit ihrem Gelde.

Lady Rankles, sagte sie, sichtbar verstimmt, Sie haben mir heute Abends drei und fünfzig Pfund Sterling abgewonnen.

Ich wäre untröstlich, meine Liebe, wenn Ihnen dieß Verdruß machen sollte.

Verdruß? — Nicht im geringsten; Sie werden sich aber vielleicht nicht weigern, mir im *Ecarté* Revange zu geben.

Ich habe mir selbst gelobt, dieses Spiel nie zu spielen; Sie gewinnen immer darin; auch ist es zu spät. Wenn Sie indeß durchaus darauf bestehen, so machen wir eine oder zwey Touren.

Also der Einsatz! Wie wollen zwanzig Pfund sehen.

O nein das ist zu hoch.

Zehn Pfund also.

Auch das nicht; es wäre gegen meine Gewohnheit und mein Gewissen.

Das muß ein zartes Gewissen seyn, das im Ehestande durch Feuer und Wasser gegangen und sich vor einigen Pfund Sterling entseht. Ich bitte Sie, Lady Rankles, in dieser Rede keine Persönlichkeit zu suchen.

Das wäre höchst thöricht von mir. Wenn ich zaudere, Ihre Bedingungen anzunehmen, so geschieht es, weil ich meinen heutigen Gewinn zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt habe, und ihn daher ungern der Gefahr des Wiederverlierens aussetzen möchte.

Wie es Ihnen gefällt, Milady. Ich achte Ihre Gründe; erlauben Sie mir dagegen, Ihnen für Ihre Weigerung einen heilsamen Rath zu ertheilen. Wenn Sie Ihren Gewinn einem wohlthätigen Institute zuwenden, so geben Sie es, ich bitte Sie darum, — ja nicht dem Findelhaufe.

Ein Todesurtheil hätte auf Anna's Gemüth keinen schrecklicheren Eindruck hervorbringen können, als diese scharf betonten Worte der Lady Canderson. Sie wußte wohl, daß ihr Geheimniß aller Welt verborgen war, aber ein Herz wie das ihrige fand in der unbedeutendsten Sache eine Anklage. Sie sagte sich jedoch und erwiderte mit der Ergebung eines Sünders, den der göttliche Born getroffen:

Lady Canderson, ich halte jeden Einsatz den Sie wollen.

Mit heuchlerischem Lächeln sagte diese: „Ihre Bedenklichkeiten sind so achtungswerth, Ihre Gefälligkeit so anmuthvoll, daß wir den Einsatz auf fünf Guineen beschränken wollen. Ich bin eine herzensgute Frau, Sie wissen es, die ihre Freunde nie vergißt und ihren Feinden nie verzeiht. Und so wünsche ich aufrichtig, das Glück möge Sie noch einmal begünstigen, da Sie Ihrem Gewinn eine so löbliche Bestimmung geben.“ Und in Ihrem Eifer legte die herzensgute Frau ihr Sacktuch auf den Tisch, in welches sie sehr gewandt drei Kartenkönige hineinprakticirte. Ihre Gegnerin bemerkte dieß.

Das Spiel begann und Lady Rankles verlor alles was sie gewonnen hatte. Allmählig hatten sich alle Anwesenden um den Spieltisch dieser Damen versammelt und die Hausfrau, durch den Erfolg ihrer List übermüthig, forderte halb ironisch, die Gegnerin auf, nun ihrerseits Revange zu nehmen. Sie weigerte sich, als aber die Dame dringender wurde, stand sie auf, und sagte, einen Blick voll Würde auf Lady Canderson richtend: „So lang ich von dem Geld hatte, was früher Ihr Eigenthum war, konnte ich mir die Art, wie Sie es zurück zu gewinnen trachteten, gefallen lassen; nun aber geht es an mein Eigenthum und dieses mag ich nicht an eine Frau wagen, die, sei es Zufall oder Vorsicht, in ihrem Sacktuche immer dienstbare Könige vorfindet.“

„Weib, du lügst.“

„Weib, ich sage die Wahrheit!“ — So sprechend, bemächtigte sich Anna mit einer raschen Bewegung des Sacktuches ihrer Gegnerin und indem sie es vor Aller Augen entfaltet, kommen drei Könige zum Vorschein. Tiefes Stillschweigen bezeugt das allgemeine Erstaunen. Lady Canderson, auf das Außerste gereizt, naht sich lebhaft der Lady Rankles und raunt ihr halb laut die fürchterlichen Worte ins Ohr: „Karten weglegen ist nicht so arg als Kinder weglegen!“ Die Raube war vollständig und grausam und von nun an wechselten die Rollen. Lady Rankles schien die einzig Schuldige zu seyn; Lady Canderson sah als geschickte Taktikerin ihre Reputation gefährdet und nahm, ehe Unwille der Ueberraschung folgen konnte, ihre Gegnerin beim Kopfe, drückte ihr einen mütterlichen Kuß auf die Backen und rief überlaut: „Ich glaube doch, daß Sie Scherz verstehen werden. Nein, liebe Freundin, keinen Heller des Geldes, das Sie im *Ecarté* verloren, will ich behalten; meine Absicht war immer, es Ihnen zurück zu stellen. Hier ist es, nehmen Sie!“ Anna konnte sich nicht weigern. Es war ein Vertrag, aber keine Ausöhnung, welche Lady Canderson ihr vorschlug; sie unterzeichnete die Akte, indem sie ihren Einsatz zurücknahm. Von nun an lag stets auf beiden Frauen ein Gewicht von Schande, das eine von beiden erdrücken mußte.

Der Ruf der Lady Canderson litt auf lange Zeit an den Erinnerungen dieses Abends; nur mühsam und allmählig gelang es ihr, die Personen wieder zu vereinigen, welche sich nach jenem Abenteuer scheu zurückgezogen hatten. Die beiden Witwen waren von nun an unzer trennlich. Lady Canderson erhielt ohne Mühe das volle Vertrauen der Lady Rankles, nach welchem sie strebte. Nur zu gut gelang ihr Plan.

Um diese Zeit wurde ein junger Mann, Kapitän Templetower, bei ihr eingeführt. Er besaß alle Eigenschaften, welche die Welt an einem jungen Manne liebenswürdig findet; damit verband er einen Adel des Gemüths, der ihn allen seinen Freunden werth machte. Lady Canderson stellte ihn der Gesellschaft als ihren Neffen vor, und die Vertraulichkeit, welche von diesem

Lage an zwischen ihnen herrschte, schien diese verwandtschaftlichen Verhältnisse zu bestätigen.

Lady Rankles ließ ihre Gefühle der Bewunderung für den neuen Ankömmling laut werden, und bald machte diese wohlwollende Neigung zärtlicheren Gefühlen Platz. Auch der Kapitän war von der Schönheit der Witwe ergriffen, und erwiderte ihre Liebe in der Art, daß die Zeit, ungeachtet der Altersverschiedenheit, ein gegenseitiges Heirathsversprechen herbeiführte. Niemand schien mit dieser Entwicklung zufriedener als Templetoners Tante, Lady Sanderson. Mit wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit gab sie ihrer Freundin wie ihrem Neffen jene Ermahnungen, die bei solchen Anlässen natürlich sind. Als sie aber beide unwiederruflich entschlossen sah, ihre Liebe durch das Band der Ehe zu krönen, vernachlässigte sie nichts, der Vermählungsfeier den Stempel von Großartigkeit aufzudrücken. In dieser Absicht erbat und erhielt sie das Recht, ganz allein das Brautgeschenk besorgen zu dürfen.

Endlich kam der Hochzeitstag heran. Sie sollte im Hôtel der Lady Sanderson gefeiert werden. Welche Thätigkeit zeigte sie dabei! wie emsig lief sie von einem Appartement in das andere, um sich zu überzeugen, ob auch alles am rechten Plage stehe, ob dem Feste nichts mangle. Lady Rankles fuhr in einer prachtvollen Equipage vor, und bewunderte die Zierlichkeit und den Glanz der Vorbereitungen mit der Freude einer Frau und der Erkenntlichkeit einer Freundin. Der Kapitän war Zeuge dieser Präliminarien und wünschte den Schluß derselben herbei.

„Lady Rankles“, sagte die Frau vom Hause mit Freude strahlenden Blicken, „und Sie, Kapitän, folgen Sie mir in mein Boudoir. Ich will endlich dem lieben Kind ihr Hochzeitgeschenk zeigen. Der Schmuck wird vielleicht nicht so reich seyn, als sie ihn wünschen mag; ich that mein Möglichstes, und wie ich meine Nichte kenne, wird sie des mindern Werthes wegen meine Gabe nicht geringer achten.“ Mit diesen Worten schritt sie, gefolgt von Annet und Ernst, ihrem Boudoir zu. Wie sie jedoch demselben näher kam, wechselte der Ausdruck der Freude auf ihrem Gesichte mit einem andern Affekte; sie wurde bleich, ihre Hände zitterten krampfhaft. Mehrmals versuchte sie zu sprechen, konnte aber nur unverständliche Worte stottern. Endlich, nachdem sie in das Boudoir getreten, und dasselbe sorgsam verschlossen hatte, begann sie:

„Lady Rankles, Ihr Vermählungstag ist gekommen. Ich arbeite, ich bethete, daß er erscheinen möge; meine Bitte ward erfüllt. Ich vergesse nie meine Freundinnen und verzeihe nie meinen Feindinnen. Dieser Tag wird Sie vermählt sehen, aber vermählt mit ewiger Schande!“

Der Kapitän schien von dieser sonderbaren Rede nichts zu verstehen und Anna blieb stumm vor Verwunderung.

„Ein so schöner Tag fordert ein würdiges Geschenk, um die Erinnerung daran festzuhalten. Hier“ — rief sie,

indem sie mehrere in einen Bündel zusammengelegte Stücke Tuchlappen der Lady Rankles vor die Füße warf — „vielleicht reicht es aus zu einem Brautkleide. Und im Namen des Gottes, der unnatürliche Mütter züchtigt, erkläre ich, daß diese Tuchlappen dieselben sind, welche die Windeln des jungen Alfred zusammenhielten, deines weggeworfenen Kindes, deines Sohnes, der jetzt zum Manne gereift und heute dein Bräutigam geworden, Ernst Templetoner. — Sieh ihn doch einmahl an!“

„Ungeheuer!“ rief entrüstet der junge Mann.

„Ein Ungeheuer? Ja, wenn Sie wollen, Kapitän; aber des Himmels Fluch schwebt über eure verbrecherische Liebe. Sehen Sie die Frau dort an! sie wird Ihnen die Arme einer Liebhaberin entgegenstrecken, aber Ihnen keinen mütterlichen Kuß anzubieten haben.“

Anna, bestürzt von den qualenden Empfindungen, welche dieser Anblick ihr erregte, beobachtete ein finsternes Schweigen. Ihre Arme hingen herab, ihr Haupt war unbeweglich, ihre Augen starr und ausdruckslos — ohnmächtig sank sie zu Boden. Der junge Mann eilte zu ihr, hob sie auf einen Stuhl, und umschloß sie mit seinen Armen, seine Worte, seine Tröstungen, seine Liebkosungen brachten sie ins Leben zurück.

„Weib“, seufzte sie mit erloschener Stimme, „erwarte nicht, daß ich dir fluche. Nein, mein Gott verbietet mir das. Ich bin ein unglückliches, ein schuldbelastetes Geschöpf, und ich danke dir, daß du mich an mein Verbrechen erinnerst, ehe es zu spät war, es zu sühnen. Dank dir, Weib! der Himmel segne dich dafür — Aber Alfred! mein armer Alfred, — bist du es denn wirklich? — Nein, es kann nicht seyn; du hast gelogen Weib; du willst mich auch jetzt noch betrügen. Alfred kann nicht der Verlobte seiner Mutter seyn. Blicke mich an, Jüngling, ich bin vierzig Jahre alt, du stehst noch im zarten Alter! — Alfred wäre so alt wie du — er sah dir auch ähnlich! Während dieser an Wahnsinn streifenden Rede hielt die Unglückliche plötzlich inne, richtete starre Blicke auf ihn, preßte ihn an das Herz und sagte mit verklärtem Gesichte, gleich einer Begeisterten zu schauen: „Nenne mich deine Mutter, damit ich wisse, ob du mein Sohn bist!“

„Theure Mutter!“

„Er ist es,“ rief sie, und sank auf die Knie. „Gelobt sey Gott!“

Wir wollen bey diesem Auftritte nicht verweilen. Die Einbildungskraft des Lesers wird ihn leichter auffassen, als die Feder des Schriftstellers ihn darzustellen vermöchte. — Es bliebe vielleicht nur noch zu erklären, wie Lady Sanderson hinter Alfred's Weglegung gekommen, und wie es ihr gelungen war, ihn den Augen der Welt als ihren Neffen darzustellen. Aber nach der Entwicklung sind solche Erläuterungen ermüdend. Den Lesern genüge die Versicherung, daß diese Geschichte mit historischer Treue erzählt und buchstäblich wahr ist.